

# BÖSES BAMBI

Rehe, Hirsche und Wildschweine knabbern an Bäumen. Sie gefährden den Waldumbau, sagen Förster und wollen die Jagd verschärfen. Ist das wirklich angemessen?

Noch im Auto lädt Stefan Pfefferle sein Gewehr; draußen will er jedes Geräusch vermeiden. „Klick“ – mit dem Daumen drückt er die Patrone ins Magazin. Fünf Mal klickt es. Er zieht eine Lodenhülle über den Lauf, schultert seinen Leinenrucksack und verschwindet im Wald. Es ist dunkel und es regnet. 4.20 Uhr, eine Stunde vor Sonnenaufgang.

Pfefferle ist Berufsjäger, einer von etwa Tausend in Deutschland. In seinem Revier im Allgäu schießt er auf 16 Quadratkilometern jedes Jahr neunzig bis 120 Rehe, Rothirsche und Gämsen. Der behördliche Abschussplan schreibt das vor. Danach gefragt, ob nicht auch Luchs und Wolf den Job erledigen könnten, antwortet er: „Sie rennen bei mir offene Türen ein.“

Steil geht es bergauf, der Weg um die nachtschwarzen Bäume ist kaum zu erkennen, es riecht nach feuchten Fichtennadeln. Nach 15 Minuten eine Leiter am Rand einer Almwiese. Oben richtet sich Pfefferle ein: Filzkissen auf die Bank, Lodendecke über die Knie, Gewehr aufrecht gegen die die Bretterwand. Durchs Fernglas sucht er die Wiese ab. Einen

Rehbock dürfte er schießen. Auch ein einjähriges, weibliches Reh. Aber auf keinen Fall eine Geiß. Es ist Juni, da gilt Mutterschutz.

Manche Forscher überlegen laut, die Schonzeiten aufzuheben. Die Wildtierbestände haben sich seit den Fünfzigerjahren etwa vervierfacht. Viel zu hoch, sagen sie, wie auch die Verbisschäden.

Um 4.45 Uhr flötet eine Drossel die erste Melodie des Tages, in der Ferne tönt eine Kuhglocke, hinterm Hochsitz blökt ein Reh. „Ein Warnruf“, flüstert Pfefferle. Regen tröpfelt aufs Holzdach. Vor dem aufhellenden Himmel wiegen sich die Baumwipfel. Auch Pfefferle wiegt den Kopf, zweifelnd. Um 5.30 Uhr gibt er auf. „Zu kalt. Heute bleiben die Tiere lieber im Wald.“ Er zitiert eine Jägerweisheit: „Regen und Wind – Jäger verschwind!“

Könnten Jäger nicht für immer verschwinden? Jagen ist im Trend. Fast 400.000 Menschen gehen in Deutschland auf die Pirsch, jedes Jahr werden es mehr, jede vierte Anfängerin ist eine Frau. Sie erlegen immer mehr Tiere. Vier Millionen waren es in der



#### GEWEIHTER GANG

Jäger erlegen in Deutschland rund 600.000 Wildschweine und 1,2 Millionen Rehe pro Jahr. Oft ist schwer nachvollziehbar, wo die sinnvolle Jagd aufhört und das bloße Trophäensammeln beginnt



#### HÖHERE GEWALT

Noch im Dunkeln klettern Jäger auf den Hochsitz, um im Morgengrauen das Wild beim Äsen zu erwischen. Neben der Treibjagd kann auch dieses sogenannte „Ansitzen“ das Wild in Dauerstress versetzen

Saison 2018/2019, darunter 1,2 Millionen Rehe und 600.000 Wildschweine. Dennoch steigen die Bestände. Was läuft da schief? Ergibt es überhaupt Sinn, dass in einer hochzivilisierten Gesellschaft Menschen durch die Dämmerung schleichen und Tiere abknallen? Wie ergeht es Rehen, Hirschen und Wildschweinen im Kugelhagel unserer Kulturlandschaft?

„Es gibt hierzulande keine ernstzunehmende Lobby, die sich für das Wohl von Wildtieren einsetzt.“ Das sagt ausgerechnet Stefan Pfefferle, der Berufsjäger. Es ist bei Weitem nicht das einzige Paradox bei diesem Thema. Wer herausfinden will, ob wir die Jagd wirklich brauchen, gerät in einen Dschungel aus Widersprüchen, Vorurteilen, Emotionen, fehlenden Zahlen, Polemiken und scheinbaren Sachzwängen. Viele positionieren sich anders, als ein Laie erwarten würde.

Ökologen, Grüne, Förster, Naturschützer und Umweltfreunde sprechen sich für die Jagd aus. Wildtiere, sagen sie, machen den Wald kaputt, vor allem den neuen, sich verjüngenden Mischwald, den wir

dringend brauchen, um für den Klimawandel gewappnet zu sein. Verbände wie BUND und Nabu wollen den Beschluss eher verschärfen. Dagegen stemmt sich das Gros der Jäger. Sie seien keine Schädlingsbekämpfer, sagen sie. Und verweisen auf ihren Ehrenkodex, der verlangt, Wildtiere zu „hegen“.

Radikale Tierschützer sind die einzigen, die die Jagd abschaffen wollen. Einige polemisieren gegen „sadistische Bambi-Killer“ und „besoffene Trophäen-Terroristen“, andere bemühen rationale Argumente, die meisten vermischen beides. Auf ihren Internetseiten findet man eindrucksvolle Berichte von Fehlschüssen auf Kollegen, qualvoll verendeten Tieren, Hunden, die lebende Beute zerfetzen.

Das Hauptargument der Jagdgegner lautet: Aus populationsdynamischer Sicht sei die Jagd unnötig bis kontraproduktiv. Sie zerstöre natürliche Sozialverbände, die Tiere vermehrten sich deshalb unkontrolliert. Ließe man sie in Ruhe, ihre Zahl würde sich auf natürliche Weise auf ein verträgliches Maß einpendeln. Als

Beleg für eine natürliche Selbstregulation verweisen Jagdgegner meist auf das Kanton Genf. Dort sei 1974 die Jagd abgeschafft worden, die Tiere kämen seither gut allein zurecht. Abgeschafft wurde aber nur die private Jagd. Wildhüter der Regierung haben in den vergangenen Jahrzehnten Zehntausende Tiere erlegt. Sie tun dies im Rahmen eines „Wildtiermanagements“, in dem Tiere nicht gejagt, sondern „entnommen“ und Bestände „angepasst“ werden. Vielleicht ist es diese cleane Sprache, die Jagdgegner glauben macht, hier gehe alles friedlich zu.

## Naturschützer wollen schneller und effizienter töten

Das sogenannte „Wildtiermanagement“ wendet sich gegen die traditionelle Jagd mit ihren jahrhundertalten Begriffen wie „Hege“ und „Waidgerechtigkeit“. Förster, Waldbesitzer, Ökologen und Naturschützer wollen schneller und effizienter töten. Der Naturschutzbund Deutschland (Nabu) findet es sinnvoll, Methoden einzusetzen, die „für die reguläre Jagd unzulässig“ sind. Die bayerischen Grünen fordern sogar Nachtsichtgeräte für die Jagd auf Reh- und Rotwild. Das Bundesjagdgesetz erlaubt den Beschuss von einer Stunde vor Sonnenaufgang bis eine Stunde nach Sonnenuntergang. Im Sommer haben die Tiere gerade mal fünf Stunden Ruhe in der Nacht. Die wollen Grünenpolitiker nun aufheben. Man müsse die Bestände halt „runterdrücken“, die Schäden seien zu hoch.

Doch was sind eigentlich Schäden? Wie viel Spielraum wollen wir Wildtieren geben? Wann gehen wir zu weit? Neben Gras und Blättern naschen Rehe zarte Knospen und Triebe junger Laubbäume, die für den Waldumbau als wichtig gelten. In Deutschland haben sie jeden dritten Laubbaum unter einer Höhe von 1 Meter 20 verbissen. Wildschweine rüsseln durch Forste und Felder, fressen neben Würmern, Insekten und Mäusen pflanzliche Kost wie Bucheckern und Eicheln, Wurzeln, Keimlinge und Setzlinge sowie Ackerfrüchte aller Art. Sie gelten als Universalschädlinge. „Salopp gesagt“, so Oliver Keuling, Biologe und Schwarzwildexperte an der Tierärztlichen Hochschule Hannover, vermehren sie sich seit einigen Jahren „wie die Karnickel“.

Ursache für die extreme Fruchtbarkeit der Schweine ist der Energieeintrag auf den Äckern. „Der Input steigt pro Pflanze und Hektar seit Jahrzehnten“, sagt Keuling. Der Tisch sei das ganze Jahr gedeckt, von Raps über Weizen und Mais bis Wintergetreide. Infolge von Intensivierung und Überdüngung der Landwirtschaft seien die Bachen mittlerweile das ganze Jahr über trüchtig. Bereits Einjährige würden gedeckt und

brächten acht bis zehn Frischlinge zur Welt. „Würden wir die Bejagung heute einstellen“, sagt Keuling, „hätte sich der Bestand in drei Jahren verachtfacht.“

Es ist der Mensch selbst, der den Nachwuchs ankurbelt. Das landschaftliche Mosaik aus Forsten und Äckern, Lichtungen und Dickichten, Wegrändern und Feldern bietet reichlich Deckung und Nahrung satt. Dem Rotwild allerdings bekommt die Kulturlandschaft weniger gut. Normalerweise ziehen Hirsche aus höher gelegenen Sommerquartieren zum Winter in Täler und Auen. Doch Autobahnen, Siedlungen und Zäune schneiden Wege ab, Täler sind von Menschen belegt. Eingesperrt bleiben Hirschrudel im selben Gebiet; aus Nahrungsknappheit schälen sie Baumrinden.

Für alle Arten gilt: Der Mensch stört. Lieber würden Reh, Hirsch und Damwild in der Sonne äsen, ruhen und wiederkäuen. Doch Spaziergänger, ihre Hunde, Wanderer, Mountainbiker, Jogger, Pilzsucher und Jäger treiben sie ins Dunkel von Nacht und Dickicht, wo sie mehr Bäume anknabbern, als sie von Natur aus wollen.

Um das Wild zu reduzieren, schlägt Oliver Keuling vor, sich von menschlichen Ethikmaßstäben zu verabschieden. „Warum schießen wir nicht auf trüchtige Wildschweinweibchen?“ Die Schonzeiten verhindern Effizienz.

Die Mehrheit der Jäger würde diesen Tabubruch nicht mitmachen, das weiß Keuling. Bundesjagdgesetz und Waidgerechtigkeit verbieten es, werdende und aufziehende Mütter zu töten. Doch er weiß Bund und Länder, Forstbehörden und private Waldeigentümer auf seiner Seite. Sie fordern: „Wald vor Wild“. Ihr schlagendes Argument: der Klimawandel. Den Waldumbau dürfe niemand stören, auch nicht das Wild.



### BLUTZOLL

Stirbt das Wild nicht direkt, entsteht eine „Schweißspur“, wie die blutige Fährte in der Jägersprache heißt

# Was bedeutet das eigentlich: Wildschäden? Ab welchem Punkt geht die Jagd zu weit?

Der 1991 gegründete Ökologische Jagdverband setzt dies radikal um. „Statt der beschaulichen Jagd vom Hochsitz“, so die Vorsitzende Elisabeth Emmert, sollte es mehr „großflächige Drückjagden“ geben. Bei Drückjagden scheuchen Treiber mit ihren Hunden das Wild aus seinen Verstecken in Richtung der zuvor positionierten Schützen. Oft nehmen fünfzig Jäger teil, bei revierübergreifenden Jagden auch mehrere Hundert. Ziel ist es, in wenigen Stunden eine hohe Zahl von Tieren zu töten. Dabei passieren Fehlschüsse.

Der Tierarzt Wolfgang Krug hat in seiner Zeit als Amtsarzt viele Hundert erlegte Tiere in Kühlkammern von Forstämtern und Wildhändlern begutachtet. „Auf ein flüchtendes Tier wurden durchschnittlich zwei bis drei Schüsse abgegeben, die Treffer verteilten sich über den ganzen Körper.“ Oft seien Bauch und Eingeweide getroffen, die Läufe zerschossen oder, im schlimmsten Fall, der Kiefer. Das Tier verhungert dann. Bei anderen Fehlschüssen quält es sich über Stunden bis Tage. Verpflichtende Nachsuchen mit Bluthunden, die angeschossene Tiere aufspüren, um sie zu erlösen, blieben oft ergebnislos. „Zahlreiche Fluchtfährten von Wildtieren und von Spürhunden kreuzen sich“, was die Hunde verwirre. „Oft bleibt die Nachsuche erfolglos.“

Bei Einzeljagden, sagt Krug, sei es leichter, vom Hochsitz auf ein stehendes Tier zu zielen und es per Blattschuss zu treffen, also tödlich in Herz oder Lunge. „Bei Bewegungsjagden ist das Risiko viel größer, flüchtende, gehetzte Tiere schlecht zu treffen.“

Sven Herzog, Forstwissenschaftler, Mediziner und Wildökologe an der Technischen Universität Dresden, möchte Idiotentests für Jäger einführen. Psychologisch-charakterliche Eignungsprüfungen, wie sie Autofahrern nach Führerscheinentzug drohen. Auf diese Weise, hofft er, könne man die „Schieß- und Waffenverrückten“ aussieben. Auch bräuchte es regelmäßige Kontrollen der Schießleistung. Momentan gilt die einmalige Prüfung für den Jagdschein lebenslang. Den derzeitigen Trend, das „grüne Abitur“ in zwei- bis dreiwöchigen Crashkursen zu erlangen, sieht Herzog

mit Sorge. „Wir brauchen nicht mehr, sondern besser ausgebildete Jäger.“

99 Prozent sind Hobbyjäger. Ihren schlechten Ruf haben sie sich selbst eingebrockt. Jahrzehntlang führten sie sich als elitäre Gutsherren des Waldes auf. Fütterten falsch und zu viel, unterm Deckmantel der „Hege“ sogar Kraftfutter und Medikamente. Die krönenden Erfolge dieser Zucht, Geweihe kapitaler Hirsche, landeten an heimischen Wänden. Bis heute üblich ist der Beschuss von „Niederwild“ wie Fuchs, Dachs, Ente oder Waldschnepfe, der ökologisch kaum zu rechtfertigen ist.

Mästung, Prestigedenken und Dilettantismus werden inzwischen in den eigenen Reihen kritisiert, in Jagdzeitschriften und Internetforen. Zugleich bestehen Freizeitjäger aber auf ihr Recht auf ihr Hobby, auf Halali blasen und Tiere schießen, die einfach bloß schmecken. Empörend finden sie, dass sie, die Ehrenamtlichen, als Buhmann herhalten und richten sollen, was Bauern und Förster über viele Jahre verbockt hätten: eutrophiertes Land, forstliche Monokulturen.

Wildökologe Sven Herzog sieht ebenfalls eine „ungesunde Verzerrung in der Wald-Wild-Debatte“. Die Forstpartie beanspruche die „Deutungshoheit“. „Manche Waldbesitzer berufen sich auf das Gemeinwohl, bedienen aber im Grunde ihre Nutzerinteressen.“ Die Ansprüche des Wilds dagegen blieben auf der Strecke.

An einem steilen Hang liegt Stefan Pfefferle tags **darauf** in seinem Jagdsitz fast wie in einem Sessel. Oberhalb ziehen sich, ähnlich einem Krähenfuß, drei Schneisen durch den Wald. Die Eigentümer, Kleinbauern aus dem Tal, haben hier vor ein paar Jahren Bäume geschlagen. Seitdem wachsen kunterbunt Buchen, Ahorne, Eschen, Weißtannen, Vogelbeeren und Fichten nach. Und das ganz natürlich, kein Baum musste gepflanzt werden.

Die Verjüngung wird ermöglicht durch Morgen wie diesen: Hundertfünfzig Meter oberhalb tritt ein Hirsch aus dem Wald und stolziert am Hang entlang. Nach ein paar Minuten gesellen sich zwei Hirschkühe und deren Kälber hinzu. Pfefferle wartet, ob weitere Tiere folgen. Als die fünf getrennt voneinander äsen, erschießt er ein Kalb, das sich besonders weit entfernt hat, gleich darauf dessen Mutter. Die anderen versuchen die Gefahr zu orten, da fallen das zweite Kalb und dessen Mutter. Der Hirschbock flüchtet, doch aus Erfahrung weiß Pfefferle: Der schaut nach seiner Familie. Bald stirbt auch er. Fünf Blattschüsse.

„Keine Zeugen“, lautet eine seiner Regeln. Pfefferle schießt nicht einzelne Tiere aus einem Verband. Die Artgenossen wären geschockt, sagt er, würden den Ort fortan meiden und sich im Wald verstecken. Pfefferle aber will „sichtbares Wild“. So lautet der Titel

eines 13-minütigen Films mit ihm in der Hauptrolle, finanziert von den Österreichischen Bundesforsten, die sein Konzept vorbildlich finden. Naturverbunden und kernig kommt er im Film rüber, mit Lederstiefeln und Feder am Filzhut. Pfefferle könnte einem Heimatfilm aus den Fünfzigerjahren entsprungen sein. Doch sein Konzept scheint zukunftsträchtig.

## Machtfrage an der Spitze der Nahrungskette

Drei Zonen hat er eingerichtet: Ruhebereiche, in denen kein Schuss fällt. Intervalljagdzonen, in denen er an möglichst wenigen Tagen den jährlichen Abschussplan erfüllt. Und intensiv bejagte Zonen, aus denen er Wild vertreiben will – wegen Lawinengefahr sollen Bäume hier ungestört gedeihen.

Worum es Pfefferle geht: Er will in der Natur unterwegs sein, Tiere beobachten, Beute heimbringen – diesem Drang folgt er seit seiner Kindheit. Als Profi will er nun den „Partisanenkrieg“ in deutschen Wäldern beenden, den permanenten Jagddruck von Wildtieren nehmen. Sie sollen sich trauen, tagsüber auf Wiesen und Feldern zu äsen. Mit seinem Handy hat er Hunderte Hirsche, Gämsen und Rehe fotografiert, die die Nase in die Sonne halten.

Auch Einheimischen und Touristen fällt auf, dass sich rund um den Ort ungewöhnlich viele Tiere bei Tag zeigen. Positiver Nebeneffekt: Weil die sich nicht

ständig im Wald verstecken müssen, beißen sie ihn nicht kaputt.

Bleibt die Frage: Wann übernehmen Raubtiere seinen Job? Vor ein paar Wochen, erzählt Pfefferle, hat ein Wolf im Nachbardorf das Kalb eines Bauern gerissen. Pfefferle wurde gerufen, Bauern, Passanten, Reporter standen um den Kadaver, dem vor allem die Eingeweide fehlten. „Ich versuchte, die Gemüter zu beruhigen, doch es brodelte.“ Knapp tausend Wölfe sind in Deutschland unterwegs, Tendenz steigend. Wie viel Wild sie vertilgen, weiß niemand genau. Feldstudien sind spärlich, Beutezählungen schier unmöglich. In der Lausitz macht sich der Einfluss des Wolfs nur wenig bemerkbar. Im Bayerischen Wald haben Luchse die Rehmenge indes gesenkt. „In Kombination können verschiedene Prädatoren wie Wolf und Luchs erheblichen Einfluss auf Wildtierbestände haben“, sagt Marco Heurich, Wildtierökologe im Nationalpark Bayerischer Wald. Das zeigten Untersuchungen aus großen Naturreservaten wie dem amerikanischen Yellowstone Park.

Auf das kleinteilige, dicht besiedelte Mitteleuropa aber seien solche Erkenntnisse sicher nicht eins zu eins übertragbar. „Ohnehin werden Raubtiere den sogenannten Wald-Wild-Konflikt nicht lösen können“, sagt Heurich. Denn der sei in Wahrheit ein Konflikt zwischen Menschen – Förstern und Jägern. Und die müssten ihn schon selber lösen. „Rehe und Bäume haben von Natur aus kein Problem miteinander, die sind nur die Leidtragenden.“



### NACH DEM BLATTSCHUSS

Der sogenannte „Aufbruch“, bei dem der Jäger dem erlegten Tier – hier ein junger Bock – die Innereien entfernt, erfolgt oft noch vor Ort